

Jesse war tot. Herzstillstand. Die Nachricht vom Ableben ihres Bruders hatte Sara soeben per Mail erreicht. Sein Mitbewohner hatte sie geschickt, noch bevor die Eltern anriefen. Sie war gerade vom Wochenendeinkauf zurückgekehrt, und hatte bloß kurz ihr Postfach geöffnet, um den Rest des Tages Ruhe zu haben. Als sie die Mail mit dem Betreff „Jesse“ sah, verschwand alles um sie herum. Es konnte nichts Gutes sein. Sie zögerte, ihr Zeigefinger auf der Maustaste zuckte nach oben, wie um sich zu sträuben. Dann öffnete sie die Nachricht. Es waren ein paar kurze Zeilen, und sie verstand sofort. Kein Rückfall also, er war nicht wortlos mit den Ersparnissen seines Mitbewohners verschwunden oder lag besinnungslos in seiner eigenen Kotze. Er war einfach tot. Sara starrte aus dem Fenster, auf die herbstlich rot-goldenen Baumkronen an der Hauptstraße, die dastanden wie immer. Ein Gefühl der milden Überraschung regte sich in ihr, arglose, beinahe teilnahmslose Verblüffung. Es erschien ihr schlichtweg unpassend, wie ein falsch zusammengesetztes Puzzle. Vierzehn Jahre Dramen, Abstürze und Zusammenbrüche, vierzehn Jahre schlaflose Nächte der Eltern, vierzehn Jahre das zermürbende Gefühl verzweifelter Zuversicht, die doch immer von der nächsten Eskapade gesprengt wurde, abgenutzte Hoffnung, die einer permanent schwelenden Sorge gewichen war. Doch der letzte Entzug war erfolgreich geblieben, Jesse hatte seit über zwei Jahren keinen Stoff mehr angerührt, einen Job gefunden und eine Wohnung. Er stolperte nicht mehr ständig am Abgrund entlang, und die düsteren Vorahnungen waren nach und nach verblasst.

Jetzt war er tatsächlich gestorben, bloß halt an irgendetwas anderem.

Die folgenden Wochen zogen vorbei, ohne, dass Sara es wirklich wahrnahm. Es war, also ob in ihr ein

“Todesfall”, Lotta Müller

Mechanismus angesprungen war, der sie roboterartig durch den Alltag marschieren ließ, ein Algorithmus, der sie in definierten Schritten vom Morgen zum Abend führte, geistlos. Für sie aber war alles stehengeblieben; Jesses Tod hatte das Ticken der Uhr von der Wirklichkeit getrennt. Sara hatte den Eindruck, außerhalb des Werden und Vergehens der Tage zu stehen, befremdet vom Lauf der Dinge. Dass Jesse gerade jetzt gestorben war, als er sich in sein neues Leben eingefunden hatte, wirkte auf eine groteske Art beinahe stümperhaft. Wäre er mit einer Nadel im Arm oder an den falschen Pillen verreckt, oder besoffen vors Auto gerannt, Sara hätte es verstanden. Sie wäre verzweifelt, aber an etwas, das ihr begreiflich schien, vielleicht, weil die ständige Angst um ihn manchmal schon einen Anflug von Trauer vorweggenommen hatte. Es wäre furchtbar gewesen, bitter und tragisch aber irgendwie einleuchtender. So wirkte es wie ein schlechter Witz. Sara kam sich wie ein dummes Schulmädchen vor, das wieder und wieder eine Formel aufsagte, ohne sie zu verstehen. „Er ist weg, für immer“, das lief wie eine Dauerschleife in ihrem Kopf, aber die Worte waren hohl.

Ihr Mann ging behutsam mit ihr um, doch er wusste offensichtlich nicht, wie sie sich fühlte. Sie hatte versucht, ihm zu erklären wie unwirklich und bizarr der Tod ihres Bruders für sie war, aber er versuchte nur, sie zu trösten. „Schatz, so etwas braucht Zeit. Es war für uns alle ein großer Schock, ganz besonders für dich. Es dauert, so etwas zu verarbeiten, Trauer ist da vollkommen natürlich.“ Wie aber sollte sie etwas verarbeiten, dass sie nicht einmal fühlen konnte? Dann kam ihr Vater sie besuchen. Er hatte sich nicht angekündigt, er stand einfach vor der Tür. Seine Augen waren blutunterlaufen, sein Blick trüb und resigniert, und in seiner gesamten Erscheinung lag etwas Gequältes, das sich doch selbst akzeptiert hatte. „Papa...!“, entfuhr es ihr mit